



Leseprobe

Angelika Overath

Der Blinde und der Elefant

Geschichten vom Sehen und Begreifen

»Man folgt gerne ihrem empathischen, wachen Blick auf Vergangenes und Aktuelles und kann sich im besten Sinne an der Lektüre immateriell bereichern.«
Ursa Rauschbach-Dallmeier / Engadiner Post

Bestellen Sie mit einem Klick für 18,00 €



Seiten: 240

Erscheinungstermin: 16. Oktober 2017

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

Inhalte

- Buch lesen
- Mehr zum Autor

Zum Buch

Für den persischen Dichter Mevlana gleicht der Fromme, der Gott erkennen möchte, einem Blinden, der einen Elefanten abtastet – je nachdem, wohin er greift, spürt er etwas anderes. Auch die Reportagen, Portraits und Prosastücke von Angelika Overath wagen die Bewegung ins Ungewisse, erkunden das exotische Terrain unserer Wirklichkeit: Sie erzählen von fremden Heimaten, nomadischen Existenzen und flüchtigen Gemeinschaften, entdecken den geheimen Alltag der Derwische, ein Orchester in den vom Terror aufgewühlten Gassen Istanbuls oder einen winzigen verräterischen Farbtupfer in einem Gemälde von Rubens. Sie sind eine Schule des Wahrnehmens und Begreifens mit den Mitteln der Sprache, der Imagination und der Empathie.



Autor

Angelika Overath

Angelika Overath wurde 1957 in Karlsruhe geboren. Sie arbeitet als Reporterin, Literaturkritikerin und Dozentin und hat die Romane „Nahe Tage“, „Flughafenfische“, "Sie dreht sich um" und "Ein Winter in Istanbul" geschrieben. "Flughafenfische" wurde u.a. für den Deutschen und Schweizer

ANGELIKA OVERATH
Der Blinde und der Elephant

Angelika Overath

Der Blinde und der Elephant

Geschichten vom
Sehen und Begreifen

Luchterhand

Jenseits von richtig und falsch liegt ein Ort.
Dort treffen wir uns.

(Mevlana)

Für Constant Könz

I. Geschenkte Augenblicke

Der flüchtige Gast

Als mein Sohn die Hand öffnete, sah ich etwas Zerzaustes, Verletztes. Irgendwo ein spitzer Schnabel und zwei dunkle Äuglein. »Die Katze hätte ihn gefressen«, sagte Matthias. Wir setzten, was an Vogel erinnerte, auf Heu in eine Schuhschachtel. »Er ist nicht verletzt, nur jung«, sagte Matthias. Das Etwas rührte sich nicht. Durch sein schütteres Gefieder schimmerte rosa Haut. Als ich wieder ins Zimmer kam, sah ich Matthias, der versuchte, das Tier mit zerschnittenen Bienenmaden zu füttern (die Angelsaison hatte begonnen; in unserem Kühlschrank standen wieder die blauen Dosen mit den Löchern im Deckel). Matthias berührte mit der Pinzette den Schnabel, der Vogel sperrte. Schluckte. Ich brachte eine Pipette und Wasser. Nach zwei Tagen saß er auf der Kante der Schuhschachtel. Wenn Matthias in der Schule war, fütterte ich ihn. Ich überwand mich, zerschnitt auch Schnecken, Regenwürmer. Aber er mochte nur Bienenmaden. Bald machte er erste Flugversuche in unserer Bibliothek, dem ehemaligen Piertan in dem alten Bauernhaus. »Er sitzt auf meiner Goetheausgabe, Goldschnitt, und schießt!« sagte mein Mann. »Er hat fliegen gelernt«, sagte ich.

Er war schön. Er hatte gelbe Federrauten auf seinen schwarzen Flügeln. Sein Brustgefieder war in Brauntönen meliert. Ich recherchierte im Netz: Er war ein Distelfink.

Matthias ließ ihn auf dem Balkon fliegen. Dann saß er auf dem heißen Kupferdach gegenüber und schrie. »Er wird verdursten«, sagte ich. Bald war er verschwunden. Ich meinte, seine Stimme zu hören, lief auf die Straße. Ich hörte, er hockte in der Regenrinne nebenan. Gegen Abend sah ich die Katze auf dem Asphalt geduckt lauern. Und tatsächlich: Er saß unter den Fleißigen Lieschen im Blumenkasten der Nachbarin. Ich trug ihn zu uns hinauf. Wir stellten den alten Vogelkäfig auf den Balkon. (Wir haben auch schon mit einer flügelahmen Alpendohle gelebt.) Auch nachts blieb er draußen, wir deckten ihn zu. Einmal beim Füttern entwischte er.

Aber von nun an kam er zurück. Wenn wir auf den Balkon traten, flog er an, landete auf dem Holzgeländer, schlug mit den Flügeln und schrie. Er lernte, selbständig zu picken, allein zu trinken. Wir waren stolz auf ihn. Die Tage wurden länger und wärmer. Er wohnte jetzt im Holunderbusch. Wenn ich Wäsche aufhängte, flog er auf meine Schulter. Wenn wir auf dem Balkon aßen, landete er vor uns, plusterte sich auf und schrie. Wir stellten ihm einen Blumenuntersetzer mit Wasser hin. Er stutzte, hüpfte auf den Rand, sprang hinein. Und dann badete er, tauchte das Köpfchen unter, schüttelte sich spritzend. Wir lachten. Seine Zutraulichkeit war unwahrscheinlich.

Er war selbstbewußt. Nein, er mochte kein Ei, nein, er mochte keine Heidelbeere. Melone vielleicht. Auch Avocado. Aber vor allem: Bienenmaden. Ich rief bei der Vogelwarte Sempach an. »Füttern Sie ihn nicht mehr«, sagte eine sonore Männerstimme. Wir hängten Hirserispen auf. Die jungen Spatzen kamen. Er tat beleidigt.

Am Morgen, bevor Matthias nach England in die Ferien

auf ein Fußballcamp fuhr, gab er dem Distelfink noch einmal Bienenmaden. Später hängte ich Wäsche auf, aber er kam nicht. »Vogel!« rief ich. Der Distelfink blieb auch am nächsten Tag fort. »Er wird seine Familie gesucht haben«, sagte mein Mann. »Wir waren seine Familie«, sagte ich.

Am Nachmittag beobachtete ich ein aufgeregt schreiend hin- und herfliegendes Rotkehlchen. Dann sah ich die Katze im Gras. Das Rotkehlchen verteidigte seine Kinder. Und es lehrte sie Gefahr.

Heimatkunden

Manchmal gebe ich in Sent Schreibkurse für Kinder. Letztes Mal bat ich sie, mir Momente von »Heimat« zu notieren. Ich wollte keine Überlegung, was Heimat sei, sondern bat um Bilder, erinnerte Augenblicke, unkommentiert nebeneinandergesetzt. Die Texte, die ich bekam, waren wunderbar. Ein Mädchen schrieb, Heimat, das sei der Geruch von Heu in den Gassen. Das ruckelnde Fahren auf dem Traktor neben dem Vater. Oder wenn er nach Haus käme und fluche, weil mit den Schafen wieder etwas nicht stimme.

Auch ich habe solche unspektakulären Bilder von »Heimat«. Sie wechseln.

Mein Beruf bringt es mit sich, daß ich viel reise. Mit einem GA (Generalabonnement) wird das Schweizer Streckennetz, vor allem die Strecke Scuol – Zürich, für mich zu einem Zimmer. Wenn ich frühmorgens in Scuol einsteige, ist es, als ob ich ein Büro beträte. Mein Lieblingswagen ist der letzte. Meist ist er mit einem Glas geteilt in ein 1. Klasse-Abteil und ein 2. Klasse-Abteil. Das ist das Zugende. Den Abschluß bildet eine Toilette. Und eine Tür mit Fenster, hinten hinaus auf die Gleise, die, sobald der Zug Fahrt aufnimmt, davonstürzen.

Ich setze mich, wenn da nicht schon die aschblonde Frau sitzt, gleich neben die Tür links. Das ist ein Dreier-Platz (im Unterschied zum Vierersitz rechts). Wenn die aschblonde

Frau, die immer Zeitung liest, meinen Platz besetzt, gehe ich mindestens zwei Vierergruppen weiter. Dort packe ich dann (leicht ärgerlich) meinen Laptop aus, meine Bücher. Nun schreibe ich Mails oder arbeite an einem Text.

Im Vereina-Tunnel esse ich eine Pampelmuse. Ich schäle sie mit einem Schweizer Taschenmesser, filetiere sie über den gelösten Schalen. Ich passe auf, daß es nicht tropft. Am Ende nehme ich mit einer Serviette die Pampelmusenreste (Schalen, Häute) auf und gebe sie in das kleine metallene Abfallfach unter dem Tischlein mit dem aufgedruckten Streckennetz der Rhätischen Bahn.

Auf dem Weg zum WC sehe ich die aschblonde Frau, die gleichmütig auf meinem Platz blättert. Ich gehe an ihr vorbei, als sei nichts.

Jetzt am Morgen riecht die Toilette frisch geputzt nach Reinigungsmittel. Noch in Hongkong würde ich diesen Geruch wiedererkennen, und ich wäre sofort zurück in der roten Eisenbahn, die durch das Engadin fährt, das Prättigau. Ich weiß nicht, wer die Zugtoiletten putzt, nicht, wie die Reinigungsseife heißt. Aber ich bin den Frauen und Männern dankbar, die alles sauber halten.

In Landquart, in der Unterführung, kaufe ich einen Kaffee im Pappbecher (falls ich mir in Scuol beim Kiosk keinen gekauft habe) und trinke ihn auf Bahnsteig 3, bis der Zug nach Zürich kommt. Dann hoffe ich auf den Speisewagen. Den richtigen Speisewagen: großzügig, mit gebügelten weißen Tüchern eingedeckt. Manfred, mein Mann, führt Listen, wann diese Speisewagen fahren. Und nicht die Bistros. In den Bistros, sagt er, gibt es nur einen bequemen Platz, und der hat keinen Haken, um die Jacke aufzuhängen. (Wobei ein Bi-

stro besser ist als eine Minibar. Und eine Minibar besser als nichts.) Manfred plant seine Reisen nach den Speisewagen.

Heimat kann vieles sein. Aber ich glaube, Heimat ist nie das Erhabene, kaum etwas, das pathetisch zu feiern wäre. Meine heimatlichen Augenblicke sind heimlich, beiläufig, intim. Und wer weiß, vielleicht gehört auch die aschblonde Frau dazu.

Nur ein Hund

Wer mit einem Hund lebt, kennt den Hundetod. Unser Hund wurde 15 Jahre und acht Monate alt. Er war eine Sie, eine Eurasierin. Schwarze Augen wie mit Kajalstift umrahmt, rotes Fell. Er gehörte unserer Tochter. Sie hatte ihn bekommen im Sommer, bevor sie 13 wurde. Damals lebten wir zu viert in einer Altstadtwohnung, 70 qm, dritter Stock, mitten in Tübingen. Aber was ist Wohnraumenge gegen die Bedrängnisse der Pubertät? Mit dem Hund wurde Silvia souverän. Und als Matthias zur Welt kam, wuchsen die Räume zum Palast. Später begann Silvia ein Studium im Norden; auch Andreas blieb nach dem Abitur in Deutschland. Wir zogen mit Matthias, der nun sieben war, und dem Hund, acht, ins Engadin. Der Hund war sehr überzeugt vom Wohnortwechsel. Er jagte Murmeltiere (erfolglos), hatte wilden Salbei im Fell, pflügte mit der Schnauze durch den Schnee, trabte im Frühjahr verschlammt nach Hause. Während die Kinder älter wurden, blieb er sich gleich. Eine Hundeautorität. Alt war er nur im letzten Jahr. Gegen seine Inkontinenz gab es Tabletten und eine Waschmaschine. Die offene Geschwulst am Bauch ließ sich mit Spülungen (Weidenröschen) lindern; er schnupperte weiter die Pfade entlang. Er wurde langsamer. Mit seinen dunklen Augen sah er uns an. Wir waren ihm ein vertrautes Rätsel; unser Leben hatte einen Hundeblick. Dann

kamen Verdauungsprobleme. Durchfall. Ein Krebsgeschwür drückte auf seinen Darm. Manchmal stürzte er sich die Treppen hinunter. Und es war doch zu spät. Seine Scham tat uns leid. Hunde zeigen keinen Schmerz, sagte meine Freundin, eine Schriftstellerin aus Hamburg, die schon viele Hunde hatte. Es sind Helden. Ich rief Silvia an. Wann? fragte sie. Wer mit einem Hund lebt, kennt den letzten Anruf beim Tierarzt. Und den Countdown: noch vier Stunden, noch drei, noch zweieinhalb –

Im Fernsehen lief die Winterolympiade. Ich hatte ihm Huhn gekocht und Lammfilet gebraten. Er fraß. Er sah mich erstaunt an und fraß weiter; ich schämte mich. Dann legte er sich unter die Bank und schlief. Als der Tierarzt, unser Nachbar, klingelte, bellte er wie wild. (Er bellte immer wie wild, wenn jemand kam; er mußte uns beschützen.) Psscht, sagte ich zum Hund, der horchte. Sollen wir? fragte der Tierarzt und stellte seine Tasche auf die Holzdielen. Matthias stand vom Fernseher auf und kam die Treppe herunter. Ich rief den Hund unter der Küchenbank hervor. Ich sagte, komm, leg dich hin und nahm ihn in den Arm und drückte ihn ein wenig auf den Boden. Er ließ es geschehen. Unser Tierarzt hatte die Spritze aufgezo- gen. Ich streichelte den vor mir liegenden Hund von der Seite, hielt ihn etwas fest. Matthias hockte an seinem Kopf. In wenigen Sekunden war er betäubt. Seine Zungenspitze kam zwischen den Zähnen hervor. Die Pfote fiel, als ich sie hochhob und losließ. Leg ein Handtuch unter, sagte unser Nachbar, der Tierarzt. Ich tat es, aber es kam kein Urin. Ich sah die zweite Spritze. Der Tierarzt tastete unter dem Fell. Dann stach er ins Herz hinein. Noch bevor er die Spritze ganz herausgezogen hatte, war unser Hund tot. Er

hatte nicht einmal gezuckt. Ich wunderte mich, wie schwer er war, als ich ihn die Treppen hinunter zur Garage des Tierarztes trug. Der hatte den Beifahrersitz seines Autos für ihn nach hinten gestellt. Aber ich wußte, wenn er ihn fortfahren würde, käme das Tier in den Kofferraum. Man schnallt doch keinen toten Hund vorne an.

Später schickte ich der Schriftstellerfreundin ein Mail. Ich möchte einmal wie mein Hund sterben dürfen, schrieb ich. Das wirst Du nicht, antwortete sie.

Die Zeit des Zahns

Seit einigen Wochen lebe ich mit einer elektrischen Zahnbürste. Sie ist weiß, hat einen länglichen, voluminösen Körper, der schwerer in der Hand liegt als der von mechanischen Zahnbürsten. Mit ihrem schmalen Bürstenkopfaufsatz ist sie etwa um die Hälfte länger als meine alten Handzahnbürsten. Ihr kleines Borstenfeld ist weiß, in der Mitte grün und am vorderen, erhabenen Ende etwas blau. Aus eigenem Antrieb hätte ich mir keine elektrische Zahnbürste gekauft. Aber mein alter Zahnarzt war in Rente gegangen. Und der neue lächelte dynamisch und empfahl mir nach einer Zahnsteinentfernung ein Modell mit Schalltechnologie. An einem aufklappbaren Kiefer aus Plexiglas zeigte mir eine junge Sprechstundengehilfin, wie man eine solche Bürste benutzt. Ich solle nicht mehr in Auf- und Ab-Bewegungen oder Kreisen von Rot nach Weiß, vom Zahnfleisch zu den Zähnen, fahren, sondern den leicht konkav gewölbten Bürstenkopf waagrecht den Schmelz entlangführen. Ganz langsam. Sie machte es vor. Erst außen am Oberkiefer vom vordersten rechten Schneidezahn des ersten Kieferquadranten bis zum hintersten Backenzahn und zurück, dann über die Zähne des zweiten Quadranten links, nun innen, schließlich über die Schneideflächen. Am Unterkiefer ebenso. Damit ich nicht zu lange oder zu kurz an einer Stelle putzte, würde

die Zahnbürste nach jeweils 30 Sekunden ein Lautsignal geben.

Ich gebe zu, die Sache war mir nicht ganz geheuer.

Bislang war ich, Zähne putzend, Herrin über meine Zeit und meine Zahnbürste gewesen. Entsprechend meiner Gemütsverfassung (meist nervös) schabte ich voll Energie und schnell. Jetzt hatte ich ein autoritäres Wesen im Mund, das brummte und mit mir sprach. Ich durfte nicht länger die Bürste in meist hektischen Bewegungen führen (weil ich immer glaube, Zeit sparen zu müssen), sondern sollte stoisch Zeit aushalten, langsam von Schneidezahn zu Eckzahn zu Mahlzahn zu Backenzahn, bis sie sagte: Es ist Zeit. Es ist Zeit, die Zahnreihe zu wechseln. Es dauerte eine Weile, bis ich bereit war, mich diesem Diktat zu unterwerfen. 30 Sekunden schienen mir eine Ewigkeit. Und ich durfte eben nicht kraftvoll tätig mit der Plaque gleich auch die Zeit wegbürsten. Langsam, hatte die Zahnarthelferin gesagt, langsam mit wenig Druck, damit das reinigende Zahnpasta-Speichel-Gemisch sich gut in allen Zwischenräumen verteilen kann. In minimaler Bewegung also ertragen, daß nicht ich, sondern die Bürste surrend ihre Arbeit tat. Warten, bis das Signal kam, Position der Borsten wechseln. Und meine Energie? Meine Nervosität? Meine Anspannung, zügig zu putzen? Dann las ich, daß sich der Bürstenkopf einer Schallzahnbürste (30000 Schwingungen pro Minute) in zwei Minuten häufiger bewegt als der einer Handzahnbürste in einem Monat. Es traf mich wie ein Schlag. Was tun mit so viel tatenloser Zeit? Meine Physiotherapeutin fiel mir ein, die gesagt hat, ich soll zum Muskelaufbau in meinem lieben rechten Knie (Arthrose) immer wieder auf dem rechten Bein stehen, das linke angehoben, und dazu

mit dem rechten Arm schwingende Lasso-Bewegungen machen. Seither stehe ich anders am Waschbecken. Auf einem Bein. Ich schwinge kein Lasso, ich halte meine elektrische Zahnbürste. Ich schaue in den Spiegel, den Oberkörper gerade. Viermal 30 ewige Sekunden lang. Dies ist sinnvoll, sage ich mir. Und fast entspanne ich.

Bis das Brummen der elektrischen Zahnbürste verstummt.

Das Handy auf der Fensterbank

In einigen Monaten werde ich 60 Jahre alt. Und stehe vor dem Abschied vom Altsein: Meine handylose Zeit hört auf.

Als ich letzten Winter für einige Monate in Istanbul lebte, sagte mir meine türkische Übersetzerin, daß es in Istanbul ohne Handy nicht gehe. Ich glaubte ihr. Also lieh ich mir ein altes türkisches Nokia, ließ es registrieren. Lud es mit einem Guthaben auf. Und benutzte es nicht. Es war schwarz mit winzigen Zahlentasten. Ich konnte es nicht leiden. Ich verabredete mich weiterhin per Telephon oder Mail (ich habe meist einen kleinen Laptop bei mir, bin also prinzipiell erreichbar!). Oder ich machte bei einem Treffen das Datum für das nächste Zusammensein aus. Da alle wußten, daß ich kein Handy hatte, hielten sie die Termine ein. Und wenn du verloren gehst in dieser 15-Millionenstadt? sagte meine Übersetzerin. Ich ging nicht verloren.

Und doch gab es Situationen, in denen ein Handy praktisch gewesen wäre. Einmal wollte ich eine türkische Verlegerin treffen, wartete aber an der falschen Haltestelle. Schließlich bat ich eine wildfremde, sympathisch aussehende Frau um ihr Handy. Sie gab es mir sofort. Meine Verlegerin war ganz in der Nähe. Ich gab das Handy zurück und unterhielt mich ein wenig mit der Frau. Ich erfuhr, daß sie Schauspielerin und Theaterpädagogin war, und als die Verlegerin kam,

wechselte auch sie einige Worte mit der Fremden. Am Ende gingen wir zusammen in ein Café und aßen kandierte Quitten mit Rahm. Mit Handy wäre das nicht passiert. (Ohne auch nicht.)

Seit zehn Tagen liegt ein Handy auf meinem Fensterbrett; es ist ein Smartphone. Es ist das alte, aber noch ziemlich neue Smartphone einer jüngeren Freundin, die fand, es reiche jetzt mit meiner Exzentrik! Ich nickte. Dieses Smartphone soll höflich mit einer Prepaidkarte funktionieren; ich bin zu nichts verpflichtet. Eine Art Verlobungszeit scheint angebrochen, bis zum Vertrag. Meine junge Freundin hat versprochen, mir genau zu erklären, wie es funktioniert. Meine Söhne haben gesagt, so ein Smartphone sei selbsterklärend, aber sie würden mir alles zeigen. Es ist perlmuttfarben. Es hat eine türkisfarbene Schutzhülle. Es sieht harmlos aus. Wenn man es anschaltet, erscheinen helle Felder, die mit Sensoren ausgestattet sind, so daß sie auf die Berührung von Fingerspitzen reagieren und sich öffnen wie explodierende Blüten. Seine Oberfläche ist variabel; neue Funktionsbereiche erscheinen, wenn man hin und her wischt.

Ich erinnere mich, in einer Buchhandlung ein Mädchen von vielleicht drei Jahren gesehen zu haben, das sich von einem Tisch ein Bilderbuch nahm und dann neugierig mit dem Finger über den festen Pappdeckel hin und her fuhr. Immer wieder. Es kannte das Objekt Buch noch nicht.

Ein Handy kann so vieles können! Meine Freundin weiß immer, wann der nächste Zug fährt oder ein Konzert beginnt, wie das Wetter wird. Sie kann schnell auf alles reagieren. Unter den vielen Apps hat sie eine, die ihr die Planeten-Konstellationen des Nachthimmels mit ihren Namen zeigt: Da

kannst du sehen, was du siehst. Sagt sie. Ich staune und mir wird schwindelig.

Handylos stehe ich auf verlorenem Boden. Den gestirnten Himmel über mir und eine unverstandene Scheu in mir.

Die Tage meines ruhigen Altseins sind abzusehen. Ich bin auf dem Weg in die Kommunikationsunmittelbarkeit der Jungen, die sich ständig beschleunigt und erneuert.

Was habe ich gegen Handys? Ich weiß es nicht. Meine Argumente sind schwach. Diese Haltung, murmle ich, ich mag die Haltung der Menschen nicht, die in Handys schauen. Die angespannten Schultern, das Starren auf ein so kleines Feld. Jemand, der in einem Buch liest, sieht anders aus. Selbst der versunkenste Leser hat nicht diesen verkrampten Nacken und stieren Blick. So lehnt er sich manchmal zurück und sieht auf, versonnen, lächelnd. Es macht einen Unterschied, ob die Vorstellungskraft Bilder entwickelt oder ob der Blick eine rasche Folge von Photos aufnimmt.

Gerade weil sie schnell sind, fressen Handys Zeit. (Nicht nur, indem sie ablenken.) Es war einmal, da warteten Liebende Stunden, Tage auf Briefe. Was empfanden sie in diesen langen Weilen? Mit der schnellen Antwort verschwinden Erlebnisfelder. Vorfreude, Bangen, welche Intensivierung lag in der Verzögerung! Und welcher Raum für die schlichte Evidenz dazusein.

Gerade weil sie verlässlich sind, sind Handys nicht treu. Eine Verabredung kann jederzeit verschoben, geändert, abgesagt werden. So bleibt der gelebte Augenblick immer vorläufig. Was er bedeutet, entscheidet die nächste SMS. Und der Alltag wird zum Leben auf dem Sprung.

Oft ist der Reiz, der von einem Handy ausgeht, stärker als

der Moment. Ich hasse es, wenn – etwa bei einem gemeinsamen Essen – die Mitglieder der Tafelrunde regelmäßig in Handybotschaften abtauchen. Elektronische Kurznachrichten dürfen stärker sein als die gemeinsam geteilte Mahlzeit. Für so ein flüchtiges Zusammensein möchte ich nicht kochen.

Was mich aber vielleicht am meisten stört: Die ständige Erreichbarkeit suggeriert, daß man reaktionsbereit sein muß. Schon höre ich meine Söhne rufen: Du kannst es abschalten! Aber tut man das, wenn man mit einem Handy lebt? (Sicher, sicher, es gibt Vernunftfehen!)

Vielleicht habe ich auch Angst vor dem Verlust meiner guten Einsamkeit. Dem Abschied von einer Dauer, die nur mir allein gehört. Als Mutter habe ich immer geantwortet. Aber auf Kinder, nicht auf ein vibrierendes Smartphone.

Das Handy meiner jungen Freundin sieht schön aus, wie es so daliegt, auf dem Fensterbrett. Alle, sage ich mir, haben so etwas; es gehört dazu. Ohne ein Handy kannst du heute kaum mehr einen Flug buchen. Du brauchst den TAN, der per SMS zugeschickt wird.

Morgen also lasse ich mir zeigen, wie es funktioniert. Ehrlich, morgen bestimmt.

